

RASHA

KHAYAT

ROMAN

ICH

KOMME

NICHT

ZURÜCK

DUMONT

Rasha Khayat

ICH KOMME NICHT  
ZURÜCK

Roman

**DUMONT**

Von Rasha Khayat ist bei DuMont außerdem erschienen:  
Weil wir längst woanders sind

Die Arbeit an diesem Roman wurde gefördert mit einem  
Werkstipendium des Deutschen Literaturfonds e.V.



Das bei der Produktion dieses Buches entstandene CO<sub>2</sub> wurde  
durch die Finanzierung von Klimaschutzprojekten kompensiert:  
[climate-id.com/17531-2110-1001/de](https://climate-id.com/17531-2110-1001/de)

1. Auflage 2024

© 2024 DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Satz: Angelika Kudella, Köln

Gesetzt aus der Meret

Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-8321-6812-4

[www.dumont-buchverlag.de](http://www.dumont-buchverlag.de)

Für: Mich.



*Gehen die Freunde vorbei: Keine Spur außer der Spur.*

Adonis, »Unter dem Licht der Zeit«



# I

An frühen Winterabenden an Bushaltestellen drückt sie am härtesten zu. Sie drückt auf die Schultern und kriecht in den Nacken, umfasst diese Stelle im Brustkorb und macht das Atmen schwer. An frühen Winterabenden an Bushaltestellen ist die Einsamkeit am kältesten.

Im Hochhaus gegenüber der Haltestelle sind die Fenster erleuchtet, und ich stelle mir vor, wie sie dahinter Abendbrotische decken, *Sportschau* gucken, wie Mütter ihren Kindern die Nutella-*labrote* in kleine Häppchen – in *Schäpfchen*, hat Felizia immer gesagt – schneiden, wie Musik läuft und jemand dazu die Melodie versucht mitzupfeifen, während er Wäsche in den Trockner lädt, wie Familien sich von ihrem Tag erzählen, lachen und sich die Butter über den Tisch reichen.

Ich zupfe an dem in Papier eingewickelten Blumenstrauß neben mir auf der eisigen Stahlbank. Immerhin ein Zeichen, denke ich, immerhin ein Zeichen, dass ich zu jemandem fahre, jemandem, dem ich den Blumenstrauß mitbringe. Wenigstens das, ein Zeichen, dass ich nicht vollkommen allein bin.

Juliane hat eingeladen, Geburtstag in ganz kleiner Runde, so wie gerade erlaubt und wie es »okay ist für euch«, hat sie geschrieben. Ich kann mich kaum erinnern, wann ich zuletzt unter so vielen Menschen war. Absichtlich unter Menschen, mit denen man absichtlich Zeit verbringt. An der Kasse am Supermarkt, ja,

auf den kurzen Runden über den Friedhof, ja, beim Joggen am Morgen, ja, aber sonst – Stille. Stille. Stille.

Als der Bus kommt, greife ich in die Manteltasche, greife die Maske, streife sie übers Gesicht, sofort beschlägt die Brille, na klar, warum auch sehen können, wenn einen niemand sieht – Mütze, Schal, Maske, dicker Mantel –, wir sind nur noch Fellberge, die zwei, drei Leute, die gleich einsteigen: Ich und ein älterer Mann mit Alditüte in der Hand, und ein Junge, vielleicht vierzehn, fünfzehn, die Kapuze tief in der Stirn, den Blick auf das Smartphone in seiner Hand, durch die Kopfhörer hämmern Beats in seinen Kopf und an unsere Ohren. Menschliche Zeichen in Zeiten der Unsichtbarkeit.

Und dann schon wieder – im hinteren Drittel des Busses, da sitzt die kleine Frau, maskiert, und die dunklen kurzen Haare fransen unter einer gelben Mütze hervor. Sie schaut nach draußen, auf das Hochhaus, und ich bilde mir ein, diese Wangenknochen zu erkennen. Spitze Züge, große Augen, leicht zugekniffen gegen das grelle Licht im Bus, den Blick fokussiert auf die Hochhausfenster.

Ich schiebe mich durch den anfahrenden, fast leeren Bus, verdächtig und verstohlen wie eine Diebin, verlangsame den Schritt kurz vor dem Sitz der Mützenfrau und versuche, so unauffällig wie möglich ihren Blick zu erhaschen. Kann doch nicht sein, denke ich, kann doch nicht sein, dass mir das fast jeden Tag passiert. Fast jeden Tag eine kleine dunkelhaarige Frau irgendwo auf meinem Weg, egal wohin, egal zu welcher Uhrzeit. Zuletzt sah ich sie vorgestern an der Tankstelle, wie sie einen blauen Renault betankte.

Konnte das wirklich sein? Konntest du es wirklich sein?

Natürlich bist du es auch diesmal nicht. Der Bus ruckelt um eine Ecke, ich stolpere leicht gegen den Sitz der Frau und komme ihr unabsichtlich so nah, dass kein Zweifel mehr besteht. Nein, du bist es nicht.

»Sorry«, nuschle ich durch die Maske, sie nickt nur wortlos, und ich setze mich auf den Behindertensitz an der Tür. Was muss die Arme denken, da stolpert eine Frau durch einen kaum besetzten Bus und in sie hinein, nur um sich dann auf den Klappsitz neben der Tür niederzulassen. Meinen Blumenstrauß balanciere ich auf dem Schoß, halte mich mit einer Hand an der grünen Stange fest und schaue verschämt auf den abgelaufenen Boden.

Der Bus sieht noch genauso aus wie zu unserer Schulzeit. Du konntest es gar nicht sein, das hätte mir klar sein müssen. Schließlich saßt du immer auf der hinterletzten Bank. Und wenn da kein Platz war, stelltest du dich so dicht neben die Sitzenden, dass sie irgendwann freiwillig ihren Platz räumten.

Ich versuche, die Erinnerung abzuschütteln. Und doch – glaubt man an Zufall, glaubt man an Wahnsinn – zähle ich im Kopf nach, wie viele kleine dunkelhaarige Frauen mir in den letzten Wochen über den Weg gelaufen sind.

Der Effekt ist immer der gleiche – kurz klopft das Herz im Hals und hüpf, dann der Schreck und das Zucken, der Drittelschritt zurück und die Frage: »Soll ich was sagen? Was soll ich sagen?« Einfach deinen Namen sagen? Den Namen fragen, mit Fragezeichen dahinter, die Stimme heben? Zeyna? Zanzoun?

*Nächster Halt: Haydnstraße*

Glück gehabt, muss nicht weiter nachdenken. Raffe mich auf, lasse beinahe Julianes Blumenstrauß fallen, bekomme das Papier so gerade noch zu fassen und kann das Winterensemble vor dem Trittbrett retten. Die kleine Straße, die zur Neubausiedlung führt, ist hell erleuchtet mit ganz neuen Laternen, keine flackert, keine steht schief. Aufgereiht wie Soldaten, hätte Felizia gesagt, stehen die nagelneuen Laternen und weisen mir leuchtend die Richtung über den nagelneuen Weg in die nagelneue Siedlung. Tim und Juliane haben hier ein Haus gekauft, »schon erstaunlich«, hatte Tim gesagt, »dass sie hier in der Stadt mal so viele neue Häuser bauen.« Tim redet gerne von Aufwertung, von Immobilienpreisen, von Strukturwandel, von Dienstleiterregion, er papageit all das zurück, was in den Zeitungen steht über dieses triste Fleckchen Welt, in dem wir aufgewachsen sind.

Aber auch die neuen Laternen, die neuen Häuser, die neu ge-teerten Straßen können nicht überschminken, wer wir hier sind. Wer wir immer waren.

Ja, wer eigentlich? Wer waren wir? Ich denke an die Frau im Bus und an die Frau an der Tankstelle vom Vortag, an die Frau an der Kasse bei Lidl. Denke an uns und an die Jahre, die hinter uns liegen. Denke, beim nächsten Mal sage ich deinen Namen. Vielleicht. *Wo bist du? Was willst du mir sagen?*

Tims und Julianes Vorgarten ist eingefasst von einer dieser mit Steinen gefüllten Zaunmauern, ich weiß nicht einmal, wie man das nennt. Steine in einem Metallkäfig, der einen mit Kies aufgeschütteten Vorgarten umstellt, ein Vorgarten, der den Namen völlig verhöhnt, darf sich irgendwas Garten nennen, wo nicht eine einzige Blume wächst? Juliane sagt, sie hätte Tim einfach machen lassen, und Tim, der fand das praktisch. Und ordentlich. Und gut sauber zu halten. Denke an Felizias und Theos verwilderten Gar-

ten. An unsere Parzelle zwischen den anderen Schrebergärten, an das Salatbeet, die Tomaten, die Rhododendren, Hortensien, die alten Bäume (die Magnolie), die kleine Bank unter Efeuranken. Ich denke an uns, wie wir dort Unkraut gejätet haben, und an Nabil und Theo, die Stunden, Tage, Wochen dort im Schuppen Möbel repariert, Stühle gebeizt, Schubladen zusammengeschaubt haben. Unser Garten, der auch längst Geschichte ist. Aufgegeben schon vor vielen Jahren. Hoffe, dass der neue Besitzer ihn so hegt und pflegt, wie wir es getan haben. Will lieber nicht nachsehen, es lieber nicht wissen.

»Hey, Johanna, da bist du ja!« Juliane hat die Tür geöffnet, noch ehe ich klingeln kann. »Ich hab dich schon die Straße runterkommen sehen. Komm rein, komm rein. Ist ja wahnsinnig kalt draußen!«

Die Wände im Inneren des Hauses atmen Juliane, atmen ihre zwei kleinen Mädchen, blond gelockte Putten in Latzhosen, wie hießen sie noch mal, und wieder dieses Drücken auf die Schultern, der Krampf zwischen Zwerchfell und Bauchnabel. Presse ein Lächeln zurecht, während wir uns im Flur umarmen, erleichtert einerseits, nicht schon wieder allein vor dem Fernseher Pommes essen zu müssen, erleichtert, dass mich jemand an sich drückt, auch wenn's nur Juliane ist.

Dieses ordentliche Leben, denke ich. Dieses ordentliche Leben mit Steinvorgarten, Puttenkindern und der heimeligen Gemütlichkeit, um die ich schon meine Schulfreundinnen beneidet habe. Erwinnere mich, mir nichts sehnlicher gewünscht zu haben, damals schon, dass alles geometrisch sein möge in unserem Leben, und ordentlich. Mütter, die zu Hause Kartoffeln kochen und Schnitzel. Väter, die bei der Sparkasse arbeiten oder beim Elektriker Borchert. Geometrische Gärten, geometrische Kinder, ihre Jeans, während wir ... in Pluderhosen, in bunten Farben, genäht von Felizia.

Ich überreiche Juliane die Blumen – »Ach, danke, die sind ja schön! War doch nicht nötig! Komm rein, komm rein, Tim, mach doch mal den Sekt auf«, ruft sie den Flur hinunter. »Und du gib mir mal deinen Mantel und geh durch. Tim ist im Wohnzimmer, Marie ist schon da, wir warten jetzt nur noch auf Lars.« Sie schiebt mich weiter in Richtung Wohnzimmer, während sie in die Küche abbiegt.

Mein Blick streift die Wände und den warm getünchten Holzboden. Überall Zeichen von Familie. Ein Bobbycar, kleine Hausschuhe mit Einhörnern drauf und Nilpferden, Legomännchen und ein lila Rucksack mit kleinen Flügeln dran. Die Garderobe quillt über von Mänteln und Jacken, auf dem kleinen Regal darunter mindestens zwanzig Paar Schuhe – Stiefel und Sneaker, Jogging-schuhe und Sandalen, Gummistiefel in allen Größen –, niemand ist hier allein, denke ich. Zwanzig Paar Schuhe als Beweis.

»Da bist du ja!« Tim streckt beide Arme in die Höhe, als er mich sieht, in der einen Hand noch die Sektflasche. Über die Jahre haben Juliane und Tim sich optisch immer weiter angenähert. An der Wand hängt ein Familienfoto vom Lago-Maggiore-Urlaub, da tragen tatsächlich alle vier identische Outfits – rote Ringelpullis, jeder Erwachsene ein Kind auf dem Arm, auch die Kinder in roten Ringeln, vier beige Chino-Hosen, Mokassins ohne Strümpfe. Vier Strohhüte. Ich stelle mir vor, wie der Fremde oder die Fremden, die sie angesprochen und gebeten haben, ein Familienfoto vor dem Seepanorama zu schießen, innerlich die Augen verdreht und sich ein *God, you guys look stupid* verkniffen haben. Aber vielleicht auch nicht. Vielleicht war es ein älteres Ehepaar, und der Mann hat das Foto gemacht, während seine Frau in Sportblouson die rechte Hand auf einem ausladenden Busen hat ruhen lassen, geseufzt und an ihre eigenen Enkelkinder gedacht hat. Vielleicht waren es andere Eltern, die sich wünschten, die eigenen Kinder ließen so ein Kostümfest auch zu, oder sie dachten, *wartet mal ab, bis die älter sind*.

Tim umarmt mich, ohne mich zu umarmen. Er lehnt die rechte Schulter vor, gegen meine linke, klopf mir dreimal leicht mit der rechten Hand auf den Rücken, dreht seinen Kopf dabei so weit nach links, dass unsere Gesichter sich auf gar keinen Fall, nicht einmal zufällig, berühren. Ich kann sein scharfes Aftershave riechen und dass er schon den einen oder anderen härteren Drink hinter sich hat als den Sekt. Tim hält mich aus als Gast, weil Juliane drauf besteht. Weil es eines der wenigen Dinge ist, auf die sie besteht.

»Hier, auf Julchens Vierzigsten!« Er hat sich schnell aus der Nichtumarmung gelöst und hält mir ein Glas Sekt hin.

»Auf Julianes Vierzigsten«, antworte ich. *Julchen* bringe ich nicht über die Lippen.

Marie und ich begrüßen uns auch mit Nichtumarmungen, wir kennen uns kaum, stoßen noch mal auf Juliane an, die in der Küche Schmorbraten kocht, und stehen uns eine Weile schweigend, die Arme vor der Brust verschränkt, gegenüber.

»Wo wohnst du noch mal jetzt?«, setzt Marie zu einem Gespräch an.

»Immer noch in der Nähe vom Bahnhof, hinten im Ostviertel.«

»Ach, hast du da was gefunden?«

Soll ich jetzt wirklich die ganze Geschichte erzählen?

»Nein, ich bin noch immer in der alten Wohnung meiner Großeltern. Ich habe nichts Neues gesucht.«

»Oh.« Marie dreht den Kopf zur Seite, in der Hoffnung, Tim mit dem neuen Gast, Juliane oder wenigstens eines der Kinder zu sehen, und stürzt den letzten Schluck ihres Sekts herunter.

»Ich geh mal gucken, ob Jule Hilfe braucht«, sagt sie, dreht sich vollständig um und geht.

Zurück bleibe nur ich, alleine, mal wieder, in dem großen Wohnzimmer, in dieser Erwachsenenwohnung, neben dem gedeckten

Esstisch mit dem guten Geschirr, den grauen Stoffservietten mit Silberkante, den teuren Weingläsern. Alles hier ist modern und neu und teuer.

Ich wohne in alten Dingen, die mich inzwischen auch alt aussehen lassen. Ich wohne in alten Dingen, an einem alten Ort, in einer alten Siedlung.

»So, es ist angerichtet!« Juliane und ihr Schmorbraten reißen mich aus meinen Gedanken. Sie kommt mit einer Platte in der Hand und Marie im Schlepptau zurück ins Wohnzimmer.

Wir essen von schweren Tellern, trinken sicherlich teuren Rotwein, stoßen immer wieder auf Juliane *und ihre Vierzig* an, zwischendurch steht eines der Mädchen schläfrig und mit einem Kuschtuch in der Hand in der Tür, *Mama, ihr seid so laut*, und Juliane hebt das Kind vom Boden auf, drückt es an sich und trägt es fort, vermutlich zurück ins Bett. Sie drückt das blonde Köpfchen an ihr Gesicht, ich kann sehen, dass sie den Lockengeruch einatmet und das Köpfchen küsst.

Zum Digestif setzen wir uns in den Wintergarten, Tim serviert Grappa.

»Sag mal, wie geht's dir überhaupt?« Juliane lässt sich neben mir in einen Korbsessel fallen. Sie nimmt unvermittelt meine Hand, und ich zucke zusammen unter der ungewohnten Intimität.

»Gut, gut«, sage ich reflexhaft. »Gut. Okay. Ganz gut.«

Sie glaubt mir nicht.

Ich sehe mich kurz nach den anderen um, niemand beachtet uns oder hört uns zu, sie fachsimpeln über Grappa oder Brandy, oder was weiß ich, und schwenken ihre Gläser, halten sie gegen das Licht und nicken.

Durchatmen.

»Mir passieren ganz komische Sachen grad«, setze ich an. Ich

will versuchen, es Juliane zu erklären. Oder sie bitten, es mir zu erklären.

Sie schaut mich aufmerksam an, hat meine Hand nicht losgelassen. Kurz konzentrieren, will nicht irre klingen.

»In letzter Zeit sehe ich ständig dieselbe Frau. Überall. Also nicht dieselbe Frau. Nur Frauen, die alle so aussehen wie eine Frau, wie eine Freundin. Von früher. Eine alte Freundin. Ständig sehe ich meine alte Freundin überall. Gerade eben noch im Bus. Ich hätte fast deine Blumen fallen gelassen vor Schreck.«

Juliane sagt nichts, streichelt mit ihrem Daumen über meinen Handrücken, ganz zart, kaum merklich. Sagt nichts, schaut mich weiter aufmerksam an.

»Letztens an der Tankstelle auch. Immer dieselbe Frau. Weißt du, so klein und zierlich, dunkle kurze Haare, so als Bob, bisschen dunklere Haut. Überall taucht sie auf, verstehst du, was ich meine? Bin ich einkaufen, steht sie hinter mir an der Kasse. Gehe ich joggen, kommt sie mir entgegen. Mache ich die Runde über den Friedhof, entfernt sie Unkraut auf einem der Gräber. Das ist doch komisch, oder?«

»Aber du meinst, es sind immer andere Frauen, die dich an deine Freundin erinnern? Nicht irgendeine verrückte Stalkerin oder so was, ja?«

Ich nicke und nippe Grappa. Juliane nickt und nippt synchron.

»Meinst du, das ist ein Zeichen? Dass sie tot ist oder so?«, frage ich. Ich möchte, dass sie meinen Kopf an ihren drückt, wie sie es vorhin bei ihrem Kind getan hat.

Nach einer Minute oder zehn schaut sie mich wieder an, in die Augen. »Ich glaube, das ist gerade normal.«

»Normal?«

»Man sieht so wenige Menschen jeden Tag, ist viel allein«, nett, dass sie *man* sagt und nicht *du*. Nicht *Du bist viel allein*. »Und dann diese Vermummung und die Winterklamotten, man kommt

sich ja gar nicht mehr nah, bleibt schon automatisch auf Armlänge.«

Unsere Finger sind ineinander verwoben jetzt, nicht gemerkt, wie meine Hände sich in ihre gegraben haben. *Halt mich fest, ich werde wahnsinnig.*

»Wann hast du deine Freundin denn zuletzt gesehen?«, fragt sie. »Ruf sie doch einfach mal an, ich wette, sie freut sich! Man freut sich doch grad über jeden, der an einen denkt.«

*Ja, wenn das so einfach wäre.*

Kann nicht. Kann ihr nicht sagen, warum ich nicht kann. Dass ich nicht weiß, wo ich anfangen soll. Was ich alles nicht weiß. Was ich weiß. Zu viel. Lieber den Blick wieder auf den Grappa. Auf die Sukkulenten auf der Fensterbank. Auf die verwobenen Hände. Ziehe meine Hand langsam aus der Vernetzung und greife nach meiner Tasche.

»Stimmt, vielleicht mache ich das morgen einfach mal«, lüge ich. Besser so. Einfacher. »Kann ich da mal raus und eine rauchen?«, frage ich und deute mit der Zigarettenschachtel in der Hand auf die Tür des Wintergartens.

»Klar, warte, ich hole dir einen Aschenbecher.« Sie wirkt gekränkt von meinem abrupten Rückzug, versucht tapfer, es sich nicht anmerken zu lassen. Ach, da hatte sie gehofft, mich endlich geknackt zu haben. Ihre Worte, von Anfang an. »Du bist nicht leicht zu knacken. Aber warte mal ab, du wirst mich bald schon lieben und dich gar nicht mehr erinnern, wie du ohne mich ausgekommen bist!«, hatte sie gesagt bei einer Grillparty von Kollegen und gelacht.

Später, viel später, zu Hause. Kopf schwer vom Grappa, den Zigaretten und ungeteilter Erinnerung. *Ruf sie doch einfach mal wieder an.* In der Stille des alten Wohnzimmers hallen Julianes Worte nach, setzen sich auf das Sofa, starren mich an. Denke, dass da

mal ein Telefon stand, auf dem schweren hölzernen Ecktisch zwischen Sofa und Sessel, ein Telefon mit Schnur und Tasten und Hörer, in Olivgrün, da hat es gestanden. Julianes Worte könnten den Hörer jetzt abheben und mir in die Hand drücken. *Ruf sie doch einfach mal wieder an.*

Irgendwo im hintersten Eck meines Kleiderschranks liegt ein alter Laptop. Ob der sich noch anschalten lässt? Fische ihn heraus, unter einem Berg von Halstüchern, alten Handtüchern, einem Gymnastikband, nehme ihn mit aufs Sofa, Knopf gedrückt. Es piept und leuchtet auf. Kurz bleibt das Herz im Hals stecken. Da bist du drin. Da sind wir drin. Da sind wir alle drin.

Klicke mich durch die Ordner, auf der Suche. Jahre von Bildern. Jahre und Erinnerungen. Stimmen, die plötzlich wieder durch die Wohnung klingen. *Ich erinnere mich, dich vergessen zu haben.*

Wir zwei. Wir drei. Wir alle. Neun Jahre alt, zwölf Jahre alt, achtzehn Jahre alt, fünfundzwanzig Jahre alt, dreiunddreißig Jahre alt. Versuche zu rekonstruieren, welches wohl die letzten Bilder sind. Schau mir die Mädchen an, die jungen Frauen und denke – ihr wusstet gar nicht, wie frei ihr wart, wie glücklich. Ihr wart zu unglücklich, um das zu sehen. Gemeinsam am Meer, zwei neue Sonnenbrillen für nicht einmal einen Euro zusammen, billige Dinger mit vielen Strasssteinen, aber wir strahlen, als trügen wir Cartier. Liegen uns in den Armen in einem kleinen Fischkutter in Griechenland. Kann mich noch an diesen Kapitän erinnern, der seinen Joint mit uns geteilt hat. Videos auch. Klicke, da lachst du, dein rückhaltloses Lachen, schaut an der Kamera vorbei, auf einem Karussellpferd. Du lachst und schaut kokett an mir vorbei. »Guck doch mal!«, höre ich mich selbst rufen, hinter der Kamera, und du streckst mir die Zunge raus, und ich höre mich lachen.

All die Frauen in den letzten Tagen, sie sahen dir so unglaublich ähnlich.

Augen feucht, Kloß im Hals. Ziehe den Ärmel meines Pullovers über die Hand und wische mir über die Wange. Klappe den Lap-top zu. Zu viel.

In der Küchenschublade neben dem Kühlschrank liegt Felizias altes Adressbuch. Schwarzes Kunstleder mit geprägtem Aufdruck: *Glückauf Apotheke*. Blättere durch die Seiten. In ihrer engen, kurvigigen Handschrift stehen sie alle da – immer mit blauem Kugelschreiber –, Namen, Adressen, Telefonnummern, sogar Geburtstage. Diejenigen, die schon verstorben waren, sind sorgsam und mit Lineal und schwarzer Tinte durchgestrichen. Bei Adressänderungen steht die neue Anschrift mit Datum des Umzuges neben dem Namen. Archivierte Leben, ganz klein, viel Sorgfalt. *Erinnere mich, wie sie mit ihrer großen Brille am Tisch saß, gebeugt über dieses kleine Buch.* »Jetzt ist die Agnes auch nicht mehr da«, seufzte sie, setzte das Lineal an und schickte die Agnes zur Himmelpforte.

Blättere weiter. Da. Eine sehr lange Handynummer mit ausländischer Vorwahl. Das Datum zur Telefonnummer ist etwas über zwei Jahre alt. Vielleicht. Vielleicht stimmt sie ja noch.

Nehme mein Handy aus der Tasche, das Display leuchtet auf. *Tippe. Denke, vielleicht habe ich ja Glück und die Nachricht geht gar nicht durch. Man weiß ja nie mit ausländischen Nummern. Dann habe ich es zumindest versucht, ohne Erfolg, und kann aufhören, im Einst und Früher zu kramen. Im selben Moment erscheinen die zwei blauen Häkchen.*

*Hallo Nabil. Ich weiß nicht, ob das noch deine Nummer ist, ich habe sie aus Felizias Adressbuch. Wie geht es dir? Ich habe in letzter Zeit oft an euch gedacht. Weißt du zufällig, wie ich Zeyna erreichen kann? Würde sie gern anrufen. Danke schön! Viele Grüße, Hanna*

## II

Der Sommer war still in unserer Stadt. Die Menschen krochen schleichend durch die Straßen der Siedlung, wie Raupen durchs Gebüsch. Die alten Frauen zogen ihre klapprigen Einkaufswägelchen hinter sich her, blieben alle paar Meter stehen, hielten sich an den morschen, bemoosten Zäunen fest, rieben sich den müden Rücken, hockten sich vielleicht für ein paar Minuten auf ein Gartenmäuerchen, tupften sich mit blütenweißen Stofftaschentüchern den Schweiß von der Stirn und aus dem Ausschnitt. Sie stöhnten und atmeten leise, schlossen kurz die Augen, als würde es helfen, sich den Rest ihres Weges innerlich auszumalen. Nur das melancholische Heulen vom Wagen des Klüngelskerls perforierte die Stille. *Muss i' denn zum Städele hinaus* heulte es, verzerrt, ohne Text, in einer mir unbekanntem Tonart, so schrill, dass man Zahnschmerzen davon bekam. Gemächlich zockelte der kleine Laster durch die Siedlung, verlangsamte sein Tempo an den Gartentoren, wartete, ob jemand noch Schrott abzugeben hatte. Auf der Ladefläche ratterten ein paar Wellblechstücke.

Es hatte seit Tagen nicht geregnet, die Luft flirrte über dem Asphalt, und alle warteten sehnsüchtig auf Abkühlung. Cem und ich bummelten langsam an der Böschung über den Bahngleisen entlang, auf dem Weg nach Hause. Es waren Sommerferien und wir die einzigen Kinder aus unserer Klasse, die zu Hause bleiben mussten. Alle anderen waren mit ihren Familien in Italien oder an der

Ostsee oder im Ferienlager im Sauerland. Wir nicht. Wir gingen täglich zur Stadtranderholung, dem Ferienprogramm »für die Arme-Leute-Kinder«, wie Frau Busch von nebenan es nannte, und machten Ausflüge mit anderen Zuhausebleibern.

An dem Tag, an dem wir dich zum ersten Mal sahen, waren wir Minigolf spielen gewesen, was nicht besonders aufregend gewesen wäre, hätte Pascal nicht versehentlich mit seinem Schläger so weit ausgeholt, dass er Sabrina Rohne am Kopf getroffen und ihr eine fette Platzwunde verpasst hätte. Sabrina Rohne hatte geschrien und geblutet, Zlatko, der Betreuer, war ganz weiß im Gesicht geworden, und Cem und ich mussten uns auf die Zunge beißen, um uns das Kichern zu verkneifen. Sabrina Rohne konnten wir nämlich überhaupt nicht leiden.

Auf dem Heimweg in die Siedlung machten wir einen Umweg über den Garagenhof in der Hoffnung, den Eiswagen noch zu erwischen. Wir hatten unser Taschengeld beim Minigolf nicht vollständig ausgegeben und jeder noch ein bisschen was übrig für eine Kugel Schokolade.

Und da warst du, saßt allein auf der kleinen Mauer, in blauen Baumwollshorts und einem weißen T-Shirt. Deine Haut war braun wie die von Cem, deine schwarzen Haare ganz offensichtlich schon länger nicht geschnitten. Du saßt auf der Mauer und spieltest mit einem Feuerwehrauto und zwei Legofiguren und sahst ganz versunken aus, ehe du uns bemerktest.

»Schuh?«

Das war das erste Wort, das ich aus deinem Mund hörte.

Wir hatten dich noch nie gesehen, das kam eigentlich nicht vor im Viertel. Wir kannten hier alle Kinder, alle Erwachsenen, alle, die irgendwo dazwischen waren. Cem stieß mich an der Schulter

an und deutete mit dem Kinn in deine Richtung. »Guck mal, die da, auf der Mauer, wer ist das?«, sollte das heißen.

Du musstest ungefähr genauso alt gewesen sein wie wir, das hatten wir verstanden, sonst wären wir wohl nicht so einfach auf dich zugegangen. Für die kleinen Kinder interessierten wir uns noch weniger als für fremde Erwachsene. Wir kamen dir langsam näher, schauten uns ein bisschen um. Es sah nicht so aus, als wären deine Eltern in der Nähe.

Cem stieß mich noch mal an, als Zeichen, dass wir uns beeilen mussten, zum Eiswagen zu kommen, ehe er wieder wegfuhr. Aber ich war zu neugierig, wer du wohl bist, und zog Cem entschieden weiter in deine Richtung. Endlich schautest du auf, fast ein bisschen erschreckt, und riefst uns »Schuh?« entgegen.

Du warst irritiert von den zwei fremden Kindern, fühltest dich vielleicht auch ein bisschen bedroht und wolltest uns auf Abstand halten.

»Schuh?«, wiederholtest du, und Cem machte endgültig kehrt in Richtung Straße und Eiswagen.

»Die ist komisch, was meint die denn mit Schuh? Komm, ich will mein Eis!«

Ich schaute noch kurz über die Schulter zurück zu dir und glaubte zu erkennen, dass du fast ein bisschen traurig warst, weil du zwei potenzielle Spielkameraden in die Flucht geschlagen hattest.

Es hatte nach dem Nachmittag mit dem »Schuh« noch eine Weile gedauert, bis wir Freunde wurden. Cem war dir gegenüber misstrauischer als ich, vielleicht weil ein anderes Kind als er meine Neugier geweckt hatte, aber vielleicht auch einfach nur so. Das nächste Mal begegneten wir dir zusammen mit deinem Vater. Er hing kopfüber unter der Motorhaube eines alten weißen BMW, die Türen des Wagens standen offen, laute Musik war zu

hören, und deine gebräunten nackten Beine baumelten in der offenen Tür. Du lagst auf der Rückbank und blättertest in einem Comic. Felizia und Theo hatten Cem und mich zu Aldi geschickt, um Milch zu holen.

»Guck mal, ist das die mit dem Schuh?«, flüsterte Cem, als wir über den Garagenhof in die Siedlung einbogen. Er zeigte auf den weißen BMW mit den zwei Paar Beinen ohne Köpfe – ein paar Kinderbeine, ein paar bejeante Männerbeine. *Ich war noch niemals in New York* dröhnte aus dem Radio hinein in unseren Samtpfotensommer.

»Meinst du, die wohnt jetzt hier?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Sieht so aus, oder? Komm, wir sagen mal Hallo!«

»Ne, ich will nicht. Deine Oma und dein Opa warten auf die Milch, und wir sollen nicht mit Fremden sprechen!«

Cem, der Folgsame.

»Ach, komm, die tun uns schon nichts! Ich will jetzt wissen, wer die mit dem Schuh ist!«

*Die mit dem Schuh* – das war lange unser Spitzname für dich. Dass »Schuh« in deiner Sprache einfach »Was denn?«, »Was wollt ihr?«, »Is' was?« heißt, das hast du uns dann erst viel später erklärt.

An jenem Nachmittag, damals im Sommer, erfuhren wir deinen echten Namen. Als dein Vater uns bemerkte, wie wir halb schüchtern, halb neugierig neben dem weißen BMW standen, schälte er sich aus dem Motorraum, wischte sich mit dem Zipfel seines Hemdes über das verschwitzte Gesicht, beugte sich zu uns vor und lächelte breit. Ich hatte noch nie so weiße Zähne gesehen wie die deines Vaters. Sein kurzes, lockiges Haar war schwarz wie deins, aber schon dünn und mit ein wenig Grau durchzogen. Er sprach uns in eurer, in einer fremden Sprache an. Klang freund-

lich, warm und lachte. Ich lachte mit, obwohl ich kein Wort verstand, Cem schaute nur skeptisch. Nun hattest auch du uns bemerkt und von deinem Comic hochgeschaut. Dein Vater zeigte mit dem Zeigefinger auf sich selbst. »Ich Name Nabil«, sagte er. »Ich Baba von Zeyna«, und zeigte dabei auf dich. »Zeyna«, wiederholte er. »Zeyna Freund von dich.« Dabei zeigte er auf Cem und mich. Ich nickte.

Damit war das beschlossene Sache. Nabil hatte uns zu Freunden erklärt, und keiner von uns gab ein Widerwort.

Der Sommer, in dem wir Freunde wurden, war nicht nur unser Sommer. Es war auch der Sommer unserer Väter. Theo, mein Großvater zwar, aber eben irgendwie doch mein Vater. Und dein Vater. Nabil. Theo und Nabil wurden Freunde. Und Felizia nahm dich mit zum Markt und ließ dich aufzählen, wie die Gemüse- und Obstsorten in deiner Sprache hießen.

»Wusstest du, dass Tomaten in Zeynas Sprache *Tamatem* heißen?«, fragte sie mich einmal. »Ist das nicht lustig? Fast dasselbe Wort.«

So ging das anfangs fast jeden Tag. Du kamst zu uns, wir saßen zusammen auf der Küchenbank, und Felizia hielt Gemüse in die Höhe.

»Wie nennst du das hier, Zeyna?«

»*Khiar*«, sagtest du.

»Bei uns ist das eine Gurke. Gur-ke. Kannst du das sagen? Versuch's mal: Gur-ke.«

Die erste ernsthafte Hürde war dann eine Paprika. Monatelang kam das Wort nicht vollständig aus dir heraus. Du bestandest auf »*Filfil*«, was, ehrlich gesagt, nicht nur einfacher auszusprechen war als Paprika, sondern auch das schönere Wort. Vielleicht wurde es deshalb auch bei uns eingebürgert, nach und nach übernahmen wir kleine Worte von dir, die dir in unserer Sprache schwerfielen.

Während dieser Gemüseaktionen in unserer Küche schnitten wir die Bastelbögen aus der Tageszeitung aus, falteten Papierschiffchen, malten Bilder mit Wachsmalkreide und spielten Memory. Wir alle versuchten auch, dir mit den Karten die Worte beizubringen.

»Was ist das hier? Kannst du *Vogel* sagen? Vo-gel?«

Ich kann mich nicht erinnern, wie genau es anfang, aber dein Vater und du, ihr kamt fast jeden Tag zu uns. Nabil und Theo verschwanden dann im Garten oder im Schuppen, fanden immer irgendwas zu schrauben, zu sägen, zusammenzusetzen; sie schliffen alte Stühle ab und lackierten sie neu, auch einen Tisch, der noch in unserer Garage stand, kleine Regale und Schränkchen wurden gebaut und nach und nach in eure kleine Wohnung am anderen Ende der Siedlung gebracht. Es war, als erzählten die beiden sich dabei ihre Lebensgeschichten. Mit Händen und Füßen wurde gedeutet, gelacht, einzelne Worte wurden laut ausgerufen, Schultern geklopft, es wurde lauter gelacht, dann wieder schweigend lackiert. Theo deutete auf eine vollendete Schublade und rief: »Nabil!«, dein Vater schaute von seiner Arbeit auf, ließ seine weißer als weißen Zähne zu seinem Strahlelächeln aufblitzen, warf die Hände in die Höhe und rief: »Theo!«, und die beiden lachten und lachten und klopfen sich auf die Schultern, wenn etwas richtig gut gelang, fielen sie sich in die Arme. Keiner sprach die Sprache des anderen, aber in jenem Sommer entstand nicht nur eine Freundschaft auf Leben und Tod.

Ganze Bücher, ganze Bibliotheken könnte man füllen mit all den ungesagten Worten, den ungesagten Sätzen. Viel konnten wir einander nicht sagen in diesen ersten Wochen und Monaten unseres ersten gemeinsamen Sommers. Kinder waren wir, wir drei, brauchten gar nicht so viele Worte oder Sätze. Cem und ich zeigten dir

die Siedlung und das Viertel, wir zeigten dir unsere Schleichwege über die Garagenhöfe, wie man am schnellsten von uns zum Bäcker, zu Aldi, zur Bushaltestelle kam. Felizia ging mit uns ins Freibad, kaufte uns allen Eis, und wir rutschten zu dritt und Hand in Hand in Hand in Hand von der Wasserrutsche. Theo hatte ein Kinderfahrrad auf dem Flohmarkt gekauft, es entrostet, repariert und leuchtend rot für dich lackiert. Gemeinsam radelten wir durch den Sommer, und dein Gesicht wurde mit jedem Tag ein bisschen offener, deine Augen weniger misstrauisch.

Nabil lehnte sich zufrieden gegen sein Auto und nickte, wenn er uns vorbeifahren sah. Sein Werk, schien er zu denken.